

Nonkonformisten an der Elbe: fromm, reich und ratlos

Vierhundert Jahre Mennoniten in Hamburg und Altona

Geschichte eines Widerspruchs

Vor vierzig Jahren etwa habe ich die Kanzel der Mennonitenkirche in Altona zum ersten Mal betreten und der Gemeinde, wie es heißt, einige Jahre gedient. Bald habe ich sie wieder verlassen und mich der Geschichtswissenschaft zugewandt. Als Theologe hätte ich mich heute mit der Geschichte dieser Gemeinde selbstverständlich identifiziert, als Historiker muß ich mich zurückhalten. Meine Aufgabe ist es nicht, über das Unzulängliche hinwegzutrusten und das religiöse Selbstbewußtsein der Gemeinde zu stärken, indem die vielgerühmten Kulturleistungen der Vorfahren noch einmal beschrieben und wohlige Jubiläumsgefühle erzeugt werden. Selbst wenn sie ihm sympathisch sind, geht der Historiker auf Distanz zu den Mennoniten an der Elbe.

Diese Mennoniten waren Nonkonformisten. Sie weigerten sich, so zu glauben, wie alle glaubten, und so zu leben, wie alle lebten. Sie waren anders, ungewöhnlich und fremd, wohin sie kamen. Mit ihrem konfessionellen Eigensinn haben sie sich von der Gesellschaft, die sie aufnahm, abgesetzt. Doch mit dem Privileg von 1601, das sie gern in Anspruch nahmen, gehörten sie dazu. Als Nonkonformisten hatten sie sich von den Zwängen der Ständeordnung befreit. Mit der Inanspruchnahme des Privilegs, das ihnen Schutz und Sicherheit gewährte, haben sie sich allerdings in Abhängigkeit von der Obrigkeit begeben, die diese Ordnung repräsentierte. Sie haben sich gebunden. Mehr noch: Um frei sein zu können, mußten sie sich binden. Das war der Stachel im Fleisch, mit dem sie lebten. Das war der Widerspruch ihrer Existenz. Dieser Widerspruch stellt sich nicht nur hin und wieder ein, sondern ist stets präsent. Er durchzieht die Frömmigkeit der Mennoniten, begründet ihren Reichtum und stürzt sie von einer Ratlosigkeit in die andere. Mit dem Begriff der Ratlosigkeit, werden manche meinen, fällt ein zu dunkler Schatten auf die imposanten Leistungen der Mennoniten. Doch so ist dieser Begriff nicht gemeint. Ratlos zu sein, ist der Ausdruck einer Frömmigkeit, die sich Gott anvertraut und bei ihm Rat sucht. Nicht ratlos zu sein, stünde im Widerspruch zum Gottesdienst, den die Mennoniten sehr ernst nahmen. „Fromm“, „reich“ und „ratlos“ sind miteinander verwachsen und bilden die Teile, aus denen sich der mennonitische Nonkonformismus zusammensetzt. Davon ist nun nacheinander die Rede.

Die Mennoniten waren fromm

Über Gerrit Roosen, Fabrikant, Reeder und Prediger der Mennonitengemeinde (1612–1711), schrieb sein Biograph Berend Carl Roosen im 19. Jahrhundert: „So war auch sein Glaube und Hoffnung und Liebe bei ihm christlich-praktisch, d. i. demüthig, lebendig, thätig, aber nicht werkheilig: kräftig sein ganzes Wesen durchdringend, aber einfach, biblisch, ohne alle Überschwänglichkeit.“ Gerrit Roosen war ein Vorbild für seine Gemeindeglieder. In dieser Formulierung war er auch ein Prototyp für viele Generationen nach ihm: eben der „Vater der Gemeinde“. Er verfügte über keine akademische Ausbildung, aber als Laie war er über die theologischen Auseinandersetzungen seiner Tage erstaunlich gut unterrichtet. Die Mennoniten richteten ihre Religiosität weniger auf die christliche Lehre als vielmehr auf die Praxis aus, weniger auf die Rechtfertigung durch den Glauben allein als vielmehr auf die Heiligung des Lebens. Das war eine deutliche Alternative zum offiziellen Kirchenwesen der Zeit: „Absonderung von der Welt“ und Bemühen um eine Gemeinde „ohne Flecken und Runzeln“. Die Mennoniten rückten eng zusammen, der eine war für das seelische Wohl des anderen verantwortlich. Nicht das Gegenüber von Geistlichen und Laien, sondern das Miteinander der Laien prägte das Gesicht der Gemeinde. Die lutherische Geistlichkeit allerdings, die streng über die Rechtgläubigkeit an der Elbe wachte, fühlte sich herausgefordert von Scheinheiligkeit, Verstellung und teuflischer Hintergründigkeit. Der alte Ketzertopos hatte sich auch in Hamburg festgesetzt und in Verbindung mit der Erinnerung an die blutrünstige Herrschaft der sogenannten Wiedertäufer zu Münster, die als Trauma auf allen Ständen im Reich lastete, eine dauerhafte publizistische Wirkung entfaltet. Gerrit Roosen setzte sich zwar mit einer ausführlichen Apologie, die er *Unschuld und Gegenbericht* nannte und 1702 veröffentlichte, zur Wehr. Er tat es nach bestem Wissen und Gewissen. Er hatte das münsterische Erbe der Taufgesinnten aber verharmlost. Die Hüter der Orthodoxie nahmen ihm solche Erklärungen ohnehin nicht ab. Ein Wiedertäufer war und ist ein Ketzer, behaupteten sie, und verstößt gegen kaiserliches Recht – schlimm genug, daß sich die weltliche Obrigkeit in Altona darüber hinwegsetzte und der Rat Hamburgs sich von der Wirtschaftskraft der Zugewanderten blenden ließ und ihnen gestattete, beruflich Fuß zu fassen.

Mennoniten gab es in Hamburg schon vor 1601, vielleicht sogar eher als in Altona, folgenreich aber für die gesamte Region an der Elbe war das Privileg, das Graf Ernst von Schauenburg, Herr über die Grafschaft Holstein, den Mennoniten 1601 gewährte und das die dänischen Könige, nachdem die Herrschaft Holsteins 1640 auf sie übergegangen war, mehrmals erneuerten.

Den Mennoniten wurde gegen die Zahlung eines Schutzgeldes das „*Exercitium religionis*“ gewährt. Sie sollten sich zwar zurückhalten und Konflikte mit der lutherischen Kirche vermeiden, durften aber ihre eigenen Gottesdienste in privaten Zusammenkünften, ab 1622 öffentlich feiern und später sogar eine eigene Kirche auf der *Großen Freiheit* bauen, darüber hinaus vor allem aber ihren Geschäften in aller Ruhe nachgehen. Es ist verständlich, daß die lutherische Geistlichkeit auch in Hamburg eine ähnliche Entwicklung befürchtete und alles daran setzte, das *Exercitium religionis* der Mennoniten in der großen Hafenstadt zu verhindern. So waren es nicht die Mennoniten, sondern eigentlich die Lutheraner, die dafür sorgten, daß die Frage der Religion nicht zur Ruhe kam. Die Mennoniten mußten sich verteidigen und erklären, und sie wurden sich erst im Laufe der Zeit klar darüber, wie besonders eigentlich die „Religion“ war, die sie aus den Niederlanden mitgebracht hatten, und wie wichtig es für sie war, sie von Woche zu Woche zu pflegen. Dabei haben die niederländischen Glaubensgenossen ihnen geholfen. Es bestanden enge Beziehungen zwischen Altona und Amsterdam, Kanzeltausch, Aushilfe beim Predigernachwuchs, Transfer von Büchern und Bekenntnissen, zumal in Altona das Holländische bis 1839 die Gottesdienstsprache war. Doch ohne die lutherische Strenge wäre die nonkonformistische Religiosität der Mennoniten vielleicht verebbt, wie es im späten 18. Jahrhundert in den Niederlanden teilweise geschehen war, wo die verschiedenen Konfessionen freundlicher miteinander umgegangen waren.

Einige Mennoniten wurden reich

Aus kleinen Gewerbetreibenden, aus Produzenten von Backwaren, Mehl und Grütze, Strümpfen, Schießpulver, aus Händlern in Luxusgütern wurden Herren über prosperierende Handelskontore, Schiffe und Landhäuser in den Elbvororten im Westen Hamburgs, über Häuser an der Esplanade, am Jungfernstieg, am Neuen Wall, auf dem Alsterglaciis, an den Vorsetzen, in der Michaelisstraße und der Palmaille: die Kramers, Roosens, de Vliegiers, van der Smissens, Linnichs, um nur einige zu nennen. Besonders intensiv waren die Mennoniten vorübergehend an dem gewinnträchtigen Walfang vor Grönland beteiligt. Sie verfügten über die meisten Schiffe unter den Hamburger Reedern und konnten sich schnell und mühelos wieder auf die Handelsschifffahrt einstellen, als die Walfanggründe erschöpft waren. Ihren Erfolg verdankten sie den engen Handelsbeziehungen mit ihren niederländischen Glaubensgenossen, die den Walfang und die Verarbeitung der Wale zu einem neuen Erwerbszweig entwickelt hatten, der viel abwarf. In den Jahren vor 1675 legten die Hamburger und Altonaer Mennoniten fünf Prozent des Er-

löses einer Fangsaison für den Bau eines neuen Gotteshauses zusammen und errichteten eine eigene Holzkirche an der *Großen Freiheit*. Sie stand bis zum Schwedenbrand 1711 und wurde 1717 durch eine Steinkirche ersetzt, die erst 1943 den Bomben zum Opfer fiel. Die Mennoniten waren aber schon 1915 dem sich ausbreitenden Rotlichtmilieu auf St. Pauli gewichen und hatten über finanzielle Mittel verfügt, im Ersten Weltkrieg eine neue Kirche am Alsenplatz in Altona zu bauen.

Die Ansiedlung der Mennoniten in Altona ging wohl auf eine Initiative des in Hamburg lebenden François Noé zurück, eines Mennoniten aus Antwerpen, der mit einigen anderen Glaubensgenossen schon seit einiger Zeit den Hof der Schauenburger mit Luxusgütern belieferte: Samt und Brokat, Tokayer und Lachs. Die Schauenburger waren daran interessiert, die Verwaltung ihres Territoriums zu modernisieren, neue Handelsplätze zu schaffen und die Wirtschaft des Landes effizienter auszubauen. Da boten sich vor allem die niederländischen Glaubensflüchtlinge an, die über Erfahrungen aus dem modernsten Staatswesen Europas verfügten, besonders im Umgang mit Wasser, Schiffbau, Schifffahrt und Handel, auch mit dem Textilgewerbe. Ursprünglich wollten die Schauenburger dem Hamburger Hafen, bildlich gesprochen, das Wasser abgraben. Das ist nicht gelungen, doch gelungen ist einigen Mennonitenfamilien, zu wirtschaftlichem Erfolg und zu großem Reichtum aufzusteigen, ein Reichtum, dessen Glanz auf die ganze Gemeinde fiel, obwohl es auch hier weniger Bemittelte gab, um die sich die Diakone kümmerten. Nicht zu unterschätzen ist auch die Wirtschaftskraft mittlerer Handwerksbetriebe in der Textilherstellung und Verarbeitung von Leder. Viel ist über diese Handwerker nicht bekannt. Die Grundlage für den Erfolg war insgesamt mit dem Privileg von 1601 gelegt worden, das den Mennoniten nicht nur das *Exercitium religionis* erlaubte, sondern vor allem und zuerst das Recht einräumte, Grundeigentum zu erwerben, Häuser zu bauen und sich außerhalb der Zünfte beruflich zu betätigen. Um den wirtschaftlichen Aspekt ging es den weltlichen Obrigkeiten allein. Dieses Privileg war ein Wirtschaftsprivileg in einem Dorf an der Elbe. Mehr war Altona damals nicht. Das Stadtrecht wurde ihm erst 1664 verliehen. Noé und seine mennonitischen Partner erhielten ein Gebiet auf St. Pauli zugewiesen, das sie mit Wohnraum und Betriebsstätten ausbauen und bevölkern („peublieren“) sollten. Ein neues Lebens- und Wirtschaftsgebiet war an der *Großen und Kleinen Freiheit* für Glaubensflüchtlinge entstanden. Mit der Bestätigung des früheren Privilegs im Jahr 1622 entwickelte sich die vorher nur lose geknüpfte Zusammenkunft von Mennoniten niederländischer, niederrheinischer und holsteinischer Herkunft zu einer festeren Gottesdienstgemeinde.

Das Altonaer Privileg blieb auch in Hamburg nicht ohne Wirkung. Der Rat nahm 1639 vierzehn Mennonitenfamilien in den Fremdenkontrakt auf, der vorher bereits mit niederländischen Emigranten, vor allem Calvinisten, geschlossen worden war, unter denen sich auch schon einige Mennoniten aus den Niederlanden befanden. Gegen ein Schutzgeld durften diese Mennoniten in Hamburg wohnen und ihren Geschäften nachgehen, ihre Gottesdienste aber durften sie hier nicht feiern, auch wurde ihnen das Recht vorenthalten, öffentliche Ämter zu bekleiden. Sie waren Bürger minderen Rechts. Der lutherischen Geistlichkeit waren sie trotzdem ein Dorn im Auge, wirtschaftlich gesehen schienen sie aber für den Rat und die Hansestadt unentbehrlich zu sein, zu wichtig waren ihre Kenntnisse und Verbindungen im Handel mit den Niederlanden und der iberischen Halbinsel, mit England, Frankreich und Rußland (Archangelsk). Wichtig war jetzt auch, daß es zu einem regen Austausch der Mennoniten zwischen Hamburg und Altona kommen konnte, der sie nicht nur zu einer engen konfessionellen Gemeinschaft zusammenwachsen ließ, sondern auch wirtschaftlich von Nutzen war. Je nach Lage der Dinge wechselten die Kaufleute ihren Standort, einmal von Altona nach Hamburg, wie Berend Roosen (1705–1788), der mit der Reiherstiegwerft zum größten Schiffbauer und -besitzer in Hamburg wurde, das andere Mal von Hamburg nach Altona, wenn sie sich davon einen wirtschaftlichen Vorteil versprachen. Jan Elias Munster beispielsweise, der sich von Hamburg aus schon um 1680 am Walfang beteiligte, wechselte nach Altona, um gemeinsam mit den Van der Smisens eine große Walfangflotte aufzubauen. Gemeinsamkeit, zumal mit einem Glaubensbruder, macht stark. Gleichzeitig war das eine Gelegenheit, der politisch instabilen Lage in Hamburg, wo es in den 1680er und 1690er Jahren zu Bürgerkämpfen gekommen war, auszuweichen. Die Gottesdienstfrage war gelöst. Dem Einspruch der lutherischen Geistlichkeit war Genüge getan worden, und das wirtschaftliche Angebot, das die Mennoniten an die Elbe brachten, konnte genutzt werden. Die Hamburger Mennoniten wanderten nun Sonntag um Sonntag ins Gotteshaus an der Großen Freiheit in Altona, wenn sie nicht gar aus ihren Landhäusern am Elbufer angefahren kamen. Gelegentlich strömten auch Nichtmennoniten herbei, sobald wortgewaltige Prediger die Aufmerksamkeit auf geistliche Erneuerungen unter den Mennoniten lenkten. Dann reagierte die lutherische Geistlichkeit mit Streitschriften wider das Predigtlaufen nach Altona und beschwerte sich darüber beim Rat. Doch für die weltlichen Obrigkeiten, um es noch einmal zu sagen, war das *Exercitium religionis* eine Nebensache, so daß die lutherischen Beschwerden wenig ausrichteten. Nicht einmal zu avantgardistischen Anwälten für religiöse Toleranz in Europa wollten die

Obrigkeiten werden. Es ging ihnen nicht um religiöse Toleranz, sondern um ökonomischen Nutzen. Sie begannen allerdings recht deutlich zwischen Religion und Wirtschaft zu trennen und daraus ihre Vorteile zu ziehen. Im Grunde taten das die Mennoniten auch.

Ohne Rücksicht auf die Friedfertigkeit, die sie von den Täufern ererbt hatten, verdienten bedeutende Familien, bevor sie an die Elbe kamen, ihren Lebensunterhalt mit dem Herstellen von Schießpulver in eigenen Mühlen. Einige betrieben dieses Gewerbe auch an der Elbe weiter – vor allem einige Angehörige der Roosenfamilie und andere Mitglieder der Gemeinde. Nach Abnehmern des Pulvers brauchten sie nicht zu suchen, zumal nicht im Dreißigjährigen Krieg und während der revolutionären Wirren in England. In Hamburg blühte das nordeuropäische Waffengeschäft, und daran waren die Mennoniten, ohne daß ihnen Skrupel gekommen wären, beteiligt. Für sie war das Herstellen und der Handel mit Schießpulver eine ganz normale Art, den Lebensunterhalt zu verdienen. Michael D. Driedger hat in einem Aufsatz über *Kanonen, Schießpulver und Wehrpflicht* (1995) bei dieser Gelegenheit von einem verarmten Handwerker, einem David Roosen berichtet, der aus der Armenkasse der Gemeinde unterstützt wurde, um sich ein Trockenhaus für seine Schießpulvermühle bauen zu können. Zahlreiche Reeder setzten sich auch über das Prinzip der Wehrlosigkeit hinweg, als es galt, die Schiffe mit Kanonen auszurüsten, um Blockaden und Plünderungen auf der Elbe und auf See entgegenzuwirken und das ihnen anvertraute Speditionsgut zu schützen. Über die Kanonen an Bord wurde zwar gelegentlich in der Gemeinde diskutiert, einige Reeder wurden auch ermahnt, nicht gegen den Grundsatz der Wehrlosigkeit zu verstoßen, doch letztlich blieben bei vielen die religiösen Skrupel auf der Strecke. Auf ihre Weise begannen auch vor allem die van der Smisens das täuferisch-mennonitische Prinzip zu durchbrechen, keine öffentlichen Ämter zu bekleiden. Es waren zwar nicht Regierungsämter, die sie anstrebten, wohl aber, wie Hinrich I van der Smisen, den Vorsitz in der Kommission, die für den Wiederaufbau Altonas nach dem großen Brand sorgte und die Errichtung der Palmaille, einer Prachtallee, mit den Gebäuden und Anlagen der Familie am Elbhaf verband und ihren Wiederaufbau sicherte. Sein Sohn Gysbert van der Smisen engagierte sich in Planungsämtern für den großzügigen, wenn auch nicht gelungenen Ausbau des Altonaer Hafens. Berend I Roosen war eine graue Eminenz, die in Wirtschaftsfragen auch von Mitgliedern des Hamburger Rats konsultiert wurde. Insgesamt begann das Engagement in der Wirtschaft das ererbte Ethos der Gemeinde auszuhöhlen.

Schließlich waren die Mennoniten ratlos

Im Konflikt zwischen Gemeindeprinzip und Wirtschaftszwang fanden sie keinen Weg, wirklich überzeugend zwischen ihrem religiösen Erbe und den Forderungen des Tages zu vermitteln. Sie wählten in der Regel pragmatische Lösungen, gelegentlich auch Lösungen voller Hinterlist: Sie heuerten beispielsweise nichtmennonitische Konvoi-Schiffe mit schwerem Geschütz an, um die mennonitischen Schiffe zu beschützen. Andere installierten Kanonen auf ihren Schiffen, ließen diese aber nur von nicht-mennonitischen Matrosen an Bord bedienen. Einige setzten sich über das Gebot der Wehrlosigkeit mehr oder weniger verschämt hinweg. Wirtschaftseliten sind selten ratlos. Theologisch jedoch war das, wertneutral festgestellt, alles andere als überzeugend.

Ratlosigkeit stellte sich auch ein, als es galt, mit den Spaltungen in der Gemeinde fertig zu werden, die das Gemeindeleben von Zeit zu Zeit erschütterten. Die Mennonitengeschichte an der Elbe begann mit Richtungsstreitigkeiten, die aus den Niederlanden importiert worden waren. Von den unterschiedlichen Richtungen der niederländischen Täufer, den Friesen, Hochdeutschen und Flamen überlebten schließlich nur die Flamen, die den schweren Verfolgungen in den südlichen Teilen der Niederlande entkommen waren. Unter ihnen gab es Glaubensgenossen, denen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allerdings eine angebliche Laxheit in der Befolgung der Gemeindeordnung ernste Sorgen bereitete und die zu einer strengen Observanz der Abendmahlspraxis und der Taufe zurückkehren wollten. Das Abendmahl sollte als Gedächtnisfeier, die an den Opfertod Jesu Christi erinnerte, tatsächlich nur am Abend gefeiert werden, außerdem sollte ihr die Fußwaschung vorausgehen, wie sie von Jesus an den Jüngern vorgenommen worden war, gereicht werden sollte ungesäuertes Brot; und die Taufe sollte nur, wie Johannes der Täufer mit der Taufe Jesu am Jordan demonstriert hatte, als Untertauchtaufe vollzogen werden. Aus diesem Grund wurden die Abweichler anzüglicherweise „Dompelaars“ genannt. Den eigenen Argumenten, die gegen diese Neuerungen ausgesprochen wurden, hatten die Flamen offensichtlich nicht viel Überzeugungskraft zugetraut, Gerrit Roosens Mutter, die das Versammlungshaus, das ihr einst gehörte, inzwischen auf die Gemeinde überschrieben hatte, kaufte das Gebäude nämlich kurz entschlossen wieder zurück, um ihrer Familie die Kontrolle über seine Nutzung zu sichern und die Aktivitäten der Dompelaars einzuschränken. So war es gelungen, die Abweichler nicht nur um ihre Predigtstätte zu bringen, sondern vorübergehend zugleich um den obrigkeitlichen Schutz. Das Privileg galt nämlich der Flaminge Gemeinde an der Großen Freiheit und nicht Gruppen, die sich

von ihr abspalten würden. (1670 erhielten die Dompelaars eigene Privilegien.) Man wollte die Einheit der Gemeinde erhalten, riskierte aber Spaltung und Trennung. Der Reichtum konnte als probates Druckmittel genutzt werden: eine Entscheidung, die eher auf Ratlosigkeit als auf Souveränität im Umgang mit Minderheiten in den eigenen Reihen schließen läßt. Die Dompelaars trennten sich (1650), hier wie anderswo. Mit Jacob Denner (1659 bis 1746) war der alten Gemeinde ein charismatischer Prediger verlorengegangen, der mit starker Anziehungskraft auf St. Pauli gewirkt hatte – ein Helmut Thielicke avant la lettre. Selbst Angehörige des holsteinischen und dänischen Adels saßen gelegentlich unter seiner Kanzel. Denner war kein hartnäckiger Fundamentalist, sondern ein in manchem streng am Buchstaben der Heiligen Schrift orientierter Traditionalist, der den mennonitischen Glauben mit frühpietistischer Radikalfrömmigkeit, einem besonderen Spiritualismus, verband. Nach dem Tod dieses Predigers löste sich die Dompelaars-Gemeinde, die 1708 eine eigene kleine Kirche aus gespendeten Mitteln eines Kirchenratsmitglieds der flämischen Gemeinde erworben hatte, bald wieder auf. So verquer ging es unter den Mennoniten gelegentlich zu. Kurz vor dem Ende der Dompelaars-Gemeinde konnte Denner noch die Kirche mit Hilfe einer Kollekte seiner Anhänger selbst käuflich erwerben, um sich seine eigene Predigtstätte in den Auseinandersetzungswirren um die Auflösung der Gemeinde wenigstens für eine Weile zu erhalten.

Ebensowenig souverän reagierten die Mennoniten auch auf Strömungen, die von außen her auf sie eindrangen: auf die Quäker, den Pietismus und den sogenannten Rationalismus. Unwirsch ging Gerrit Roosen mit den *Quäkern* um, die an die Elbe gekommen waren und für ihre spiritualistisch-verinnerlichte Frömmigkeit warben. In einer Streitschrift, die 1660 in Amsterdam erschien, versuchte er, die Anschauungen der Quäker mit biblischen Argumenten zu widerlegen und ihren Anspruch zurückzuweisen, alle kirchlichen Organisationsformen, ja, die Veräußerlichung der christlichen Religion überhaupt aufzulösen. Vielleicht war Roosens Reaktion so heftig, weil eine kleine Gruppe seiner Gemeinde mit dem Prediger Baerent Roelofs 1659 zu den Quäkern übergelaufen und dabei war, die Mennoniten öffentlich in Mißkredit zu bringen – sowohl gegenüber der lutherischen Geistlichkeit als auch den weltlichen Obrigkeiten, die kein Verständnis für das antiinstitutionelle, angeblich wiedertäuferisch-aufrührerische Wirken der englischen Quäker aufbrachten. Roosen hatte sich eindeutig auf die Seite der lutherischen Polemik gestellt, die den Rat gegen die Engländer eingenommen hatte. Ob Roosen sich mit seiner antiquäkerischen Polemik in seiner Gemeinde wirklich durchgesetzt hatte, müßte noch einmal überprüft werden. Die vielfältigen

Handelsbeziehungen, Korrespondenzen und Besuche, die zahlreiche Mennoniten, besonders Angehörige der Familie van-der-Smissen, aber auch andere, mit England verbanden, könnten einen anderen Eindruck nahelegen. Freundlicher als in Hamburg wurden die Quäker in Krefeld aufgenommen. Sie verursachten zwar Unruhe in der Gemeinde, wurden aber nicht grundsätzlich abgewiesen. Hier wurden vielmehr die Voraussetzungen dafür gelegt, daß sich einige Krefelder Mennoniten mit Quäkern im pennsylvanischen Germantown, das sie gemeinsam 1683 gegründet hatten, als erste gegen die Sklaven aussprachen und zu Pionieren der Menschenrechte wurden, während sich die Roosen-Reederei noch um 1800 mit der *Witte Voss* vermutlich am Sklavenhandel beteiligte. Das Verhältnis zu den Quäkern blieb, nicht nur in Hamburg und Altona, sondern unter den deutschen Mennoniten insgesamt ungeklärt. Auch hier herrschte Ratlosigkeit.

Nicht nur die Einstellung zu den Quäkern war in Altona ambivalent, sondern auch zum Pietismus, der den Erlebnischarakter der christlichen Frömmigkeit betonte und die konfessionellen Verhärtungen der lutherischen Rechtgläubigkeit aufzuweichen und ebenfalls die Mennoniten zu beeinflussen versuchte. Obwohl Gerrit Roosen mit seinem *Christlichen Gemütsgespräch* (1702) eine ähnliche Tendenz verfolgte, stand sein Ausdruck christlicher Frömmigkeit dem traditionellen Konfessionalismus jedoch näher als der pietistischen Erweckungsreligiosität. Einige Familien, wie die van der Smisens, standen der pietistischen Frömmigkeitsbewegung jedoch näher und haben sich später im pietistischen, überkonfessionellen Milieu so sehr engagiert, daß ihr mennonitisches Herkunftsprofil nur noch schwer zu erkennen war. Interessant ist, wie die Nähe zum Pietismus mit der Anhänglichkeit an das dänische Königshaus verbunden wurde, wo diese Frömmigkeit ebenso Eingang gefunden hatte. Besonders intensiv war die religiöse Verbundenheit zwischen Gysbert van der Smiszen und Hartwig Ernst Graf von Bernstorff, dem Minister des Königs. Die pietistische Frömmigkeit hat in der Gemeinde zwar nicht grundsätzlich Fuß gefaßt, ist aber nicht ohne Einfluß gewesen. Eine klare Entscheidung der Gemeinde hätte wohl den Verlust der weitverzweigten van-der-Smissen-Familie riskiert. Hier half die an den Tag gelegte Ratlosigkeit, die Einheit der Gemeinde zu wahren.

Schnell sprang dagegen der Glaubenskrieg, der zwischen den *Sonnisten* und *Lammisten*, den traditionellen und den rationalistisch-fortschrittlichen Taufgesinnten in Amsterdam, ausgefochten wurde, an die Elbe über. Die Sonnistens waren diejenigen Mennoniten, die sich im Hause „zur Sonne“ trafen. Das waren die Konservativen. Die Fortschrittlichen blieben im Hause „zum Lamm“. Der sogenannte Lämmerkrieg weitete sich bis nach Altona aus. Ar-



Altona um 1730

Radierung von Balthasar G. Probst, Altonaer Museum

Abb. aus Matthias H. Rauert, Annelie Kumpers-Greve, Van der Smitten. Eine menno-
nitische Familie vor dem Hintergrund der Geschichte Altonas und Schleswig-Holsteins.

Texte und Dokumente, Hamburg 1992, S. 243



1. Turris vinctura
2. Turris vinctura
3. Turris vinctura
4. Turris vinctura
5. Turris vinctura
6. Turris vinctura
7. Turris vinctura
8. Turris vinctura
9. Turris vinctura
10. Turris vinctura
11. Turris vinctura
12. Turris vinctura
13. Turris vinctura
14. Turris vinctura
15. Turris vinctura
16. Turris vinctura
17. Turris vinctura
18. Turris vinctura
19. Turris vinctura
20. Turris vinctura
21. Turris vinctura
22. Turris vinctura
23. Turris vinctura
24. Turris vinctura
25. Turris vinctura
26. Turris vinctura
27. Turris vinctura
28. Turris vinctura
29. Turris vinctura
30. Turris vinctura
31. Turris vinctura
32. Turris vinctura
33. Turris vinctura
34. Turris vinctura
35. Turris vinctura
36. Turris vinctura
37. Turris vinctura
38. Turris vinctura
39. Turris vinctura
40. Turris vinctura
41. Turris vinctura
42. Turris vinctura
43. Turris vinctura
44. Turris vinctura
45. Turris vinctura
46. Turris vinctura
47. Turris vinctura
48. Turris vinctura
49. Turris vinctura
50. Turris vinctura
51. Turris vinctura
52. Turris vinctura
53. Turris vinctura
54. Turris vinctura
55. Turris vinctura
56. Turris vinctura
57. Turris vinctura
58. Turris vinctura
59. Turris vinctura
60. Turris vinctura
61. Turris vinctura
62. Turris vinctura
63. Turris vinctura
64. Turris vinctura
65. Turris vinctura
66. Turris vinctura
67. Turris vinctura
68. Turris vinctura
69. Turris vinctura
70. Turris vinctura
71. Turris vinctura
72. Turris vinctura
73. Turris vinctura
74. Turris vinctura
75. Turris vinctura
76. Turris vinctura
77. Turris vinctura
78. Turris vinctura
79. Turris vinctura
80. Turris vinctura
81. Turris vinctura
82. Turris vinctura
83. Turris vinctura
84. Turris vinctura
85. Turris vinctura
86. Turris vinctura
87. Turris vinctura
88. Turris vinctura
89. Turris vinctura
90. Turris vinctura
91. Turris vinctura
92. Turris vinctura
93. Turris vinctura
94. Turris vinctura
95. Turris vinctura
96. Turris vinctura
97. Turris vinctura
98. Turris vinctura
99. Turris vinctura
100. Turris vinctura

gumente wurden in Predigten, Versammlungen und Bekenntnissen ausgetauscht. Letztlich aber entschied nicht das theologische Argument, sondern die Angst davor, die Gemeinde könne sich zerstreuen und ihren inneren Zusammenhalt verlieren. Die Modernisten, unter ihnen der berühmte Galenus Abrahamsz, der sich vorübergehend in Altona aufhielt, wurden unverrichteter Dinge wieder in die Niederlande zurückgeschickt. Die Hamburger Mennoniten hatten sich auf die Seite der Amsterdamer Konservativen geschlagen, die sich um das *Dordrechter Bekenntnis* von 1632 geschart hatten. Das war ein Bekenntnis der Flamen, das Gerrit Roosens Art einer behutsamen Gemeindeführung im Streit der Konfessionen und internen Auseinandersetzungen entsprach: Die theologischen Kontraste waren verwischt. Ein zeitlos gültiger, in biblischer Sprache formulierter Text war als Kompromiß zwischen den Zerstrittenen angeboten worden. Er sollte den Frieden in der flämischen Bruderschaft wiederherstellen. So sehr dieses Bekenntnis die Gemütslage der flämischen Gemeinde an der Elbe zum Ausdruck brachte und aus diesem Grund bereitwillig angenommen wurde, förderte es besonders die Tendenz, religiöse Unterscheidungsmerkmale abzuschleifen und eine stereotyp artikulierte Konfessionspraxis entstehen zu lassen. Die ursprünglichen Unterscheidungsmerkmale büßten ihre Vitalität ein. Auf der Höhe der Zeit waren die Mennoniten mit diesem Bekenntnis nicht mehr. Es war nicht in der Lage, die Gemeindemitglieder mit ihren alltäglichen Problemen am geistlichen Auftrag der Gemeinde zu orientieren. Für die bereits erwähnte Tendenz unter den tonangebenden Familien, zwischen Religion und Wirtschaft zu trennen, war dieses biblisch abgehobene, realitätsschwache Bekenntnis ausgesprochen förderlich. Unter Roosen gehörte die Gemeinde nur informell zur Sozietät der Sonnisten, der offizielle Anschluß erfolgte erst 1706. Die herausgezögerte Aufnahme wird sicherlich ihre Gründe gehabt haben. Vielleicht war der Streit zwischen Sonnisten und Lammisten in Hamburg und Altona doch nicht so klar entschieden worden, wie Roosen und seine Anhänger zu verstehen gaben. Nur so erklärt sich, daß Galenus Abrahams noch später in Altona predigte (1678/80) und der berühmte niederländische, allerdings pietistisch angehauchte Lammistenprediger Johannes Deknatel, der in einer regen Beziehung zur Familie van der Smisen stand, noch im 18. Jahrhundert gelegentlich in Altona predigte und seinen liberalen Einfluß geltend machte. Die theologischen Gegensätze zwischen Sonnisten und Lammisten schwächten sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts ohnehin ab. Vielleicht war die sanfte Rigorosität, mit der Roosen die Gemeinde durch den Lämmerkrieg führte, nicht nur Ausdruck allseits anerkannter Autorität, sondern auch Eingeständnis einer Führungsschwäche angesichts des prinzipiellen Eigensinns prominenter Gemeindeglieder.

Bald kündigte sich auch Ratlosigkeit gegenüber der sogenannten Moderne an, wie sie sich speziell in Hamburg durchzusetzen versuchte. Gerrit Karsdorp jr. (1729–1811), Kaufmann und Prediger der Mennoniten, versuchte für seine eigene geistig-religiöse Orientierung zwischen traditioneller Frömmigkeit und Engagement für die Aufklärung zu vermitteln. Er stützte die konservative Predigtweise in der Gemeinde, füllte seine umfangreiche Bibliothek mit pietistischer Literatur, arbeitete jedoch zugleich sehr intensiv in der *Patriotischen Gesellschaft* in Hamburg mit, jener Gesellschaft, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Grundsätze der Aufklärung auf pragmatische Weise in der Hansestadt durchzusetzen. Ein prominentes Mitglied der Gemeinde, Jan Abraham Willink, war ein frühes Mitglied der *Patriotischen Gesellschaft* 1765, der „Hamburgischen Gesellschaft zur Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe“. Karsdorp hat auf der Kanzel nicht aufklärerisch, sondern konventionell oder pietistisch gepredigt, obwohl in seiner Bibliothek, übrigens der umfangreichsten eines Privatmanns in Hamburg, Bücher und Abhandlungen der Aufklärer in großem Umfang gesammelt wurden. Er hat sich auf Neues eingestellt, das Neue war aber nicht Programm für seine Arbeit in der Gemeinde. Der pragmatische Zug der Hamburger Aufklärung und der Akzent, den die Mennoniten auf die religiöse Praxis legten, machte es Karsdorp zwar leicht, mennonitische Existenz und aufklärerische Ambitionen für sein eigenes Selbstverständnis miteinander zu verbinden, er wußte sich aber keinen Rat, damit vor die Gemeinde zu treten.

Ratlosigkeit stellte sich vollends ein, als die Mennoniten im Laufe des 19. Jahrhunderts nach der französischen Besetzung (1811–1814) und mit der neuen Verfassung Hamburgs (1860) in den Genuß der vollen Bürgerrechte gekommen waren, wie der jüdische Bevölkerungsteil auch. Wonach sie jahrhundertlang gestrebt hatten, nämlich mit ihrer konfessionellen Besonderheit ganz und gar in die Gesellschaft an der Elbe integriert zu werden, war ihnen nun beschert worden. Doch verband sich dieses „Geschenk“ mit der wirtschaftlichen Krise, in die auch die Mennoniten geraten waren. Die Roosens hatten sich nicht auf die Modernisierung im Schiffbau und nicht auf einen Rückgang der Nachfrage nach neuen Schiffen eingestellt. Sie mußten die im 18. Jahrhundert florierende, größte Hamburger Werft, die Reiherstiegwerft, 1849 an Johann Cesar Godefroy & Sohn verkaufen. Die allgemeine Handels- und Wirtschaftskrise im nordwestlichen Teil Europas wirkte sich auch auf die mennonitischen Unternehmen aus. Das Handelshaus der Familie van der Smissen mußte Konkurs anmelden. In Bedrängnis geratene Mennonitenfamilien suchten sich Partner in der nichtmennonitischen Kaufmannschaft. Der Zwang zur Binnenheirat wurde gelockert, und die einge-

gangenen Mischehen sorgten je länger je mehr dafür, daß die festen Gemeindebände sich lösten und die Zahl der Mitglieder schrumpfte. Die gesellschaftliche Integration war erreicht, und doch schlug gerade das Erreichte zum Nachteil der Gemeinde aus. Wie sollte die Gemeinde damit umgehen, und wie sollte es weitergehen? Sie war ratlos.

Wohl eher Ratlosigkeit als pragmatisch orientierte Zuversicht griff um sich, als der Mitgliederschwund in der Weimarer Zeit und im Dritten Reich schließlich ein katastrophales Ausmaß angenommen hatte. Zumindest im Gottesdienst war die Gemeinde kaum noch präsent. Ein klares Wort zur politischen Situation und zum schleichenden Verfall der Gemeinde wurde nicht gefunden. Vielleicht war es ihr ständestaatlicher, von Privilegien geschmeichelter Anachronismus, der die Mennoniten in Ratlosigkeit versinken und nicht erkennen ließ, daß die nationalsozialistische Erhebung ihren religiösen Niedergang besiegelte. Doch gelegentlich zeigt sich ein Ausweg in tiefster Not. Auf einmal füllte sich die Kirche nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder: mit mennonitischen Flüchtlingen aus West- und Ostpreußen, mit Mehlsäcken, Fleischkonserven, Kleidungsstücken und Decken, die nordamerikanische Glaubensgeschwister „In the name of Christ“ nach Deutschland geschickt hatten. Nur wenige Mennoniten aus den alten Familien waren übriggeblieben, in ihre Kirche und in die Gemeinderäume zogen die Flüchtlinge aus dem Osten ein. Das Personal war wie ausgewechselt, zeigte aber hohen Respekt vor der altehrwürdigen Tradition der Hamburger „Honoratioren“. Eines war den Mennoniten einst und den Mennoniten jetzt gemeinsam: Sie waren Flüchtlinge, die einen an Orten, die sich im politischen Neuanfang und wirtschaftlichen Aufschwung befanden, und die anderen zwischen den Trümmern an der Elbe. Als gesellschaftlich Integrierte nahmen die Flüchtlinge aus dem Osten am Wiederaufbau Hamburgs, zu dem Altona seit 1937 gehört, teil. Das wiederum unterschied sie von den Vorfahren an der Elbe. Diese waren noch auf dem Weg zu dieser Integration. Was es heißt, alles aufzugeben und neu anzufangen, fremd zu sein und sich neu einzurichten, war das gemeinsame Schicksal der Mennoniten einst und jetzt.

Konformer Nonkonformismus

Fromm, reich und ratlos: das habe ich zu erklären versucht. Jetzt muß noch der *Nonkonformismus* erläutert werden. Nonkonform in der frühen Neuzeit heißt, sich den Konventionen, Regeln, Gesetzen, Ordnungen, Werten und Normen der offiziell eingeführten christlichen Konfession zu entziehen oder zu widersetzen. Genau das haben die Täufer mit der Glaubenstaufe, der Meidung der offiziellen Gottesdienste, der Weigerung, das Schwert zu führen,

den Eid zu leisten und obrigkeitliche Ämter zu übernehmen, getan. Die katholischen und evangelischen Reichsstände sahen in der Glaubenstaufe, wie sie von den Täufern vollzogen wurde, einen Akt, der den abendländischen Grundkonsens des Corpus christianum aufkündigte und den großen Rest der Menschheit außerhalb der täuferischen Gemeinden zu einer heidnischen Gesellschaft erklärte. Gegen diese Anmaßung, wie man meinte, wurde auf dem Zweiten Reichstag zu Speyer 1529 das Wiedertäufermandat erlassen, das Lehre und Praxis der Glaubenstaufe unter Todesstrafe stellte – also umgekehrt: Wer mit der Glaubenstaufe gegen die Normen des Corpus christianum verstieß, handelte wie ein Heide und mußte aus dem christlichen Gemeinwesen verstoßen werden. Für die Altgläubigen war er ein Ketzer, für die Protestanten ein Aufrührer. Die Konsequenz war unerbittlich. „Einige hat man gerecht und gestreckt, so daß die Sonne durch sie hindurchscheinen konnte, einige sind an der Folter zerrissen und gestorben, einige sind zu Asche und Pulver als Ketzer verbrannt worden, einige an Säulen gebraten worden, einige mit glühenden Zangen gerissen, einige in Häusern eingesperrt und alle miteinander verbrannt worden, einige an Bäumen aufgehängt, einige mit dem Schwert hingerichtet, erwürgt und zerhauen worden. Vielen sind Knebel in den Mund gesteckt und die Zunge gebunden worden, damit sie nicht reden und sich verantworten konnten. So sind sie zu Tode geführt worden (...) Wie die Lämmer führte man sie oft haufenweise zur Schlachtbank und ermordete sie nach des Teufels Art und Natur.“

Das war der Erlebnishintergrund, den die Mennoniten an die Elbe mitbrachten. Sie waren aus der Gegend um Lübeck und Oldesloe gekommen, aus Friedrichstadt, Glückstadt und Wandsbek, vom Niederrhein, dem Herzogtum Jülich-Cleve und Köln, und aus den Niederlanden. Die meisten waren Flamen. In den südlichen Niederlanden, in Flandern und Brabant, waren die Verfolgungen besonders hart. Diese Verfolgungen hatten die Zugewanderten allerdings nicht mehr am eigenen Leibe erlebt, die Zeiten waren für sie günstiger geworden, dennoch waren sie eine vom Martyrium gezeichnete Schicksalsgemeinschaft. Ihre Lebenssituation war alles andere als sicher, und das war der Grund, warum sie an die Elbe kamen: Hier wurden ihnen sicherere Verhältnisse in Aussicht gestellt. Hier konnten sie zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, die das Martyrium nicht mehr erdulden mußte, es aber in ihrem Gedächtnis bewahrte. Der *Martyrerspiegel* (1660/1685) des Tileman van Braght wurde auch in Altona gelesen, ein Erinnerungsbuch an Folter und Qual, grausame Hinrichtungen und Standfestigkeit. Die Gemeindemitglieder wurden jetzt aus den eigenen Reihen, ja, aus einem ethnischen Gemeindeverband rekrutiert. Unter den Angehörigen der lutherischen

Kirche zu missionieren, war ihnen untersagt. Mit der Taufe war nicht die freie Entscheidung verbunden, sondern die Erwartung, die von der Gemeinde an die Jugendlichen herangetragen worden war, sich in einem bestimmten Alter taufen zu lassen. Der Zwangscharakter der Säuglingstaufe lag darin, daß für die Kinder von den Eltern entschieden wurde, sie gleich nach der Geburt zu taufen, bei den Mennoniten darin, daß die Taufe der Kleinkinder von den Eltern aufgeschoben wurde. Der erzwungene Verzicht, „Proselyten machen“ zu dürfen, führte zu einer Gemeinschaft, die sich aus ihrem eigenen Mitgliederbestand erhielt und den täuferischen Anspruch aufgab, die Gemeinde auf das Prinzip der Freiwilligkeit der Gläubigen zu gründen. Hier zeigt sich, daß die Mennoniten genötigt waren, ihr Gemeindeverständnis zu verändern, um beieinander bleiben zu können. Im Grunde bedeutet das keine Abkehr von ihren täuferischen Vorfahren, wie gelegentlich harsch geurteilt wurde, sondern die Möglichkeit, dem Nonkonformismus der Täufer, so gut es unter veränderten Bedingungen ging, eine neue Gestalt zu verleihen. Die Täufer waren Täufer, und die Mennoniten waren Mennoniten. Die einen dürfen nicht zum Maßstab für die anderen werden. In diesem Sinne hat Michael D. Driedger die Geschichte der Mennoniten an der Elbe neu geschrieben: *Zuflucht und Koexistenz* (2001), wissenschaftlicher ist dieses Argument in seiner Dissertation *Obedient Heretics*, die ebenfalls in diesem Jahr erscheinen wird, entwickelt worden. Die Mennoniten waren nicht von den Täufern abgefallen, wie die historisch-theologische Schule um Harold S. Bender und Robert Friedmann meinte, sie waren vielmehr dabei, mit dem religiösen Erbe, das die Täufer ihnen hinterlassen hatten, in veränderten Situationen fertig zu werden.

Dasselbe gilt für die Trennung von Kirche und Staat. Die Täufer hatten entweder auf einen christlichen Herrscher gesetzt, dem sie sich anvertrauen konnten, wie das Täufertum in Münster, auf andere Weise auch Menno Simons, oder sie haben eine strikte Trennung zwischen Obrigkeit und Gemeinde vollzogen. Die Gemeinden standen innerhalb der „Vollkommenheit Christi“, heißt es im *Schleitheimer Bekenntnis* (1527), der weltliche Herrschaftsbereich außerhalb dieser Vollkommenheit. Schlimmstenfalls wurde für die Täufer deutlich, daß hier Christus herrscht und dort der Antichrist, der unter keinen Umständen eine Gefolgschaft in der wahren Kirche finden dürfe. Die Täufer wollten sich von der weltlichen Obrigkeit nicht abhängig machen. Diese Trennung war ein radikaler Bruch mit der traditionellen Ständeordnung bzw. dem Corpus christianum. Anders war es an der Elbe im 17. Jahrhundert. Die Mennoniten machten sich von einem Privileg, von einem Gnadeneweis der Obrigkeit also, abhängig. Damit bestätigten sie das Prin-

zip der Ständeordnung. Sie gingen mit den Vorstellungen der Obrigkeit konform, das heißt auch, sie vermieden alles, was die Obrigkeit hätte stören oder gegen sie aufbringen können. So haben sie den Nonkonformismus der Täufer verändert. Aus einem Kontrast wurde Einvernehmen. Michael D. Driedger sprach von „conforming nonconformity“. Dieser paradoxe Begriff trifft die Sache sehr genau. Die Preisgabe des Nonkonformismus insgesamt wäre ein Abfall vom Täuferum gewesen. Genau betrachtet handelt es sich nur um eine Veränderung, die am täuferischen Erbe, eher unbewußt als bewußt, vorgenommen wurde. Auch „conforming nonconformity“ ist Nonkonformität und nicht Anpassung.

Nicht anders steht es mit der Trennung von Religion und Wirtschaft. Für die Täufer gab es zwischen beiden, wenn sie überhaupt Zeit und Gelegenheit fanden, darüber nachzudenken, einen tiefgründigen Zusammenhang. Am besten wurde er in den Bruderhöfen der Hutterer in Mähren zum Ausdruck gebracht, dort, wo die Brüder alles miteinander teilten, wie die ersten Christen in der Apostelgeschichte. Sie legten zusammen, was sie hatten, und wirtschafteten gemeinsam. Aus der frühchristlichen Gütergemeinschaft entwickelte sich eine Produktionsgemeinschaft. Die wenigsten Täufer konnten sich zu dieser reinen Form des Wirtschaftens aus dem Geist brüderlicher Liebe verstehen, aber das Prinzip gegenseitiger Hilfe wurde weitgehend befolgt, auch später an der Elbe, allerdings hier mit einer bemerkenswerten Begründung: Hilfe wurde nicht so sehr um der Armen willen gewährt, sondern um den Bettel von der Straße zu schaffen und dem Gemeinwesen mit Armen, Witwen und Waisen nicht zur Last zu fallen. Diese Mennoniten folgten nicht der Begründung der frühen Täufer; sie versuchten, sich den Erwartungen der Obrigkeiten anzupassen. Auch beruflich haben die Mennoniten sich wirtschaftlichen Tendenzen verschrieben, an denen die merkantilistische, wirtschaftslenkende Obrigkeitspolitik interessiert war. Und hier kommt es zu einer sonderbaren Verquickung von innovativem Wirtschaften und Nonkonformismus. Ich will das kurz erklären. Der neue Wirtschaftsbereich öffnete sich außerhalb der traditionellen Zunftordnung; und da die Mennoniten als Bürger minderen Rechts nicht in den Zünften arbeiten durften, waren sie die Gruppe, die sich besonders gut eignete, in die sich neu erschließende Wirtschaftswelt einzurücken, zumal sie Verbindungen zu den Niederlanden unterhielten, die jetzt schon Vorreiter für die zukünftige Wirtschaft Europas waren. Auf wirtschaftlichem Gebiet ist es zu einer Verbindung von nonkonformistischer Religiosität und moderner Wirtschaftspraxis gekommen – auch hier abhängig von staatlicher Merkantilpolitik, auch hier haben die Mennoniten dem ererbten Nonkonformismus eine eigene, recht widersprüchliche

Gestalt gegeben, das heißt die bereits erwähnte „konforme Nonkonformität“ ausgebildet. Mit dem Ende dieser Wirtschaftspolitik waren auch die Mennoniten am Ende, zumindest waren sie in eine schwere Krise geraten. Bleiberecht und Fremdenstatus, Nonkonformität und Anpassung: Das war der Widerspruch, in den die Mennoniten geraten waren. Dieser Widerspruch war ihre Rettung und ihr Verhängnis zugleich. Zunächst hat er ihre Frömmigkeit gestärkt. Sie konnten ihrem konfessionellen Eigensinn eine sichtbare Gestalt geben. Dieser Widerspruch hat auch ihre wirtschaftliche Existenz gesichert, ja, zu schwindelerregenden Erfolgen geführt. Die Mennoniten haben sich in die Gunst der weltlichen Obrigkeit begeben und sind dafür belohnt worden. Das ist keine Frage, im Grunde haben sie sich auch selber belohnt. Es ist schon eine enorme Leistung, mit der sie in die Geschichte der Frühen Neuzeit eingegangen sind. Sie haben sich in den Nischen, die ihnen die staatliche Herrschaft bot, vorzüglich eingerichtet und auf diese Weise natürlich auch die ständische Ordnung bestätigt, auf jeden Fall waren sie mit ihr so verwachsen, daß sie sich eine Religiosität woanders als in den bewährten Nischen gar nicht vorstellen konnten. Gerät nun die ständische Ordnung in wirtschaftliche und politische Krisen, beginnt sie zu zerfallen und sich aufzulösen, wird es der Gemeinschaft, die sich mit der Ordnung verbunden hatte, die sie gefördert und erhalten hat, kaum gelingen, demselben Schicksal zu entrinnen. Über die vollen Bürgerrechte, die ihnen schließlich gewährt wurden, einst das Ziel ihrer Sehnsüchte, waren sie gar nicht froh. Sie bekamen zu spüren, daß sie sich ihren konfessionellen Sonderstatus, zum Beispiel als Gemeinschaft, die sich der Wehrlosigkeit verpflichtete und die sich mit der Eidesverweigerung auf Distanz zur weltlichen Obrigkeit hielt, leichter bewahren konnten, wenn sie sich auf ständisch gewährte Privilegien in Nischen ihrer Gesellschaft statt auf demokratisch begründete Rechte aller Bürger beriefen. Die Mennoniten kamen besser mit der Ständeordnung zurecht als mit dem Geist der Demokratie, der sie zwang, grundsätzlich gemeinte Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen Konfessionen aufzugeben und alle Bürgerpflichten zu erfüllen, darunter den Wehrdienst zum Schutz der Stadt und des Staates. Diese Situation setzte ihnen zu und veränderte sie. Berend Carl Roosen schrieb darüber schon 1887 in seiner *Geschichte der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona*: „Die Abgeschlossenheit, welche die Gemeinde bisher immer noch einigermaßen sich bewahrt hatte, schwindet mehr und mehr, damit aber auch mehr und mehr ihr eigentümlicher Charakter.“ So begannen die Mennoniten, konservativ und antidemokratisch, den Anschluß an die neue Zeit zu verlieren. Was aber geschieht, wenn die privilegierten Nischen bedeutungslos werden und sich

auflösen? Vielleicht beginnen die Mennoniten dann, noch ein letztes Mal zu ahnen, wie riskant es auch unter demokratischen Verhältnissen ist, fromm zu sein, das heißt unter Verhältnissen, die nicht für sie gestaltet werden, wie es jahrhundertlang mit Gunsterweis und Anpassungsdruck geschah, sondern die sie als Bürger demokratisch verfaßter Gemeinwesen selber gestalten und verantworten.

Literaturauswahl

Robert DOLLINGER, *Geschichte der Mennoniten in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck*, Neumünster 1930

Michael D. DRIEDGER, *Zuflucht und Koexistenz. 400 Jahre Mennoniten in Hamburg und Altona*, Bolanden 2001

Michael D. DRIEDGER, *Kanonen, Schießpulver und Wehrlosigkeit*, in: Mennonitische Geschichtsblätter 52 (1995), S. 101–121

Michael D. DRIEDGER, *Sind Mennoniten tatsächlich Wiedertäufer? Der Reichskammergerichtsprozeß Hübner contra Plus 1661–1663*, in: Norbert Fischer und Marion Kobelt-Groch (Hg.), *Außenseiter zwischen Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Hans-Jürgen Goertz zum 60. Geburtstag*, Leiden 1997, S. 135–152

Michael D. DRIEDGER, *Gerrit Karsdorp (1729–1811): Mennonitenprediger und Förderer der Aufklärung in Hamburg. Die Bibliothek eines Hamburger Kaufmanns*, in: Mennonitische Geschichtsblätter 56 (1999), S. 35–53

Michael D. DRIEDGER, *Research Note: Preliminary Evidence on European Mennonites and the Slave Trade*, in: Mennonite Quarterly Review LXIV, 2000, S. 479–480

Heinz MÜNTE, *Das Altonaer Handelshaus van der Smissen*, Altona 1932

Wanda OESAU, *Hamburgs Groenlandfahrt auf Walfischfang und Robbenschlag*, Glückstadt und Hamburg 1955

Matthias H. RAUERT und Hajo BRANDENBURG (Hg.), *400 Jahre Mennoniten in Altona und Hamburg* (Altonaer Museum in Hamburg / Nordeutsches Landesmuseum), Hamburg 2001

Matthias H. RAUERT und Annelie KÜMPERS-GREVE, *Van der Smissen: eine mennonitische Familie vor dem Hintergrund der Geschichte Altonas und Schleswig-Holsteins*; Texte und Dokumente, Hamburg 1992

Berend Carl ROOSEN, *Geschichte der Mennoniten-Gemeinde*, Teil 1 und Teil 2, Hamburg 1886–1887

Berend Carl ROOSEN, *Gerhard Roosen*, Hamburg 1854

Ernst W. SCHEPANSKY, *Mennoniten in Hamburg und Altona zur Zeit des Merkantilismus*, in: *Mennonitische Geschichtsblätter* 38 (1980), S. 54–73

Joachim WHALEY, *Religiöse Toleranz und sozialer Wandel in Hamburg: 1529–1819*, Hamburg 1992